



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 50.

Freitag, den 28. Februar 1908.

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Uriula Zöge von Manteuffel.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Natürlich bist Du meistens allein in Wessel,“ rief Nore geradeaus, „Du vergisst den Umstand, daß Dein Mann sich nicht auf Reisen begeben kann, ohne daß in irgend einer Zeitungsetze zu lesen ist: S. O. der Prinz E. O. begab sich, traf ein, geruhete abzureisen! Wir wissen das alles . . . und nun: wo steckt Dein kleiner Erbprinz?“

„Du mußt nämlich wissen,“ schaltete Nore ein, „daß es sich Tante Dorette nie nehmen läßt, Harry so zu nennen. Noch vor unserer Abreise hielt sie uns eine schöne Rede des Inhaltes: Es ist Tatsache, daß das bestehende Fürstenhaus im Aussterben begriffen, Prinz Eberhard Florentin mithin die letzte Hoffnung des wankenden Thrones ist! Schön gesagt, nicht?“

„Wie könnt Ihr scherzen,“ murmelte Nore nervös, „wenn wirklich Oskar und sein Sohn sterben sollten . . . und er — wir — als was stünde ich denn da? Ich kann ja nie!“

Dore beruhigte gleichmütig: „Das alles braucht Dich doch nicht zu beunruhigen, so geht die Erbfolge eben an die Nebenlinie über.“

„Deinen Jungen wollen wir sehen!“ wiederholte Nore ungeduldig.

„So kommt in die Kinderstube!“

Harry stand staunend mitten in seinem Reich und starrte, den Finger an den Lippen, die vier so gleichen Erscheinungen an — dabei schüttelte er seinen blonden Lockenkopf energisch wie ein kleiner Löwe.

„Eine Mama — und noch eine — und noch zwei Mamas?“ fragte er.

„So ist's!“ schrie Nore voll Entzücken, riß ihn in die Höhe und drehte sich mit ihm im Kreise, bis Nore ihn ihr raubte. „Glaub's ein Mensch! — Unsere Nore, unsere Blumenkönigin, und hat einen Jungen wie ein kleiner Hercules!“

„Er ist ganz sein Vater!“ sagte Nore, „findet Ihr nicht?“

„Ein Tösch auf keinen Fall.“

„Aber ein Enkelsohn, auf den Papa stolz sein kann.“

„Meinst Du?“ fragte Nore erfreut. Sie nahmen den Knaben mit und im Salon wieder am Kamin, ließ ihn Nore auf den Knien reiten, wobei sie ihn prüfend ansah und lachte: „Sicherlich kann er stolz reiten, um so mehr, als ich bis dato keine Konkurrenz machen kann, indem ich nur mit Mädeln aufzuwarten vermag. Junge, Junge — Du Sohn aus fürstlichem Geblüt, ahnt Dir, daß Deine Confinen „tout simplement“ Dorechen und Venchen Dornwald heißen? Ist nicht zu ändern, Du wirst Dich im Leben mit dieser Tatsache abfinden oder sie ignorieren müssen!“

„Nore!“

„Lustige Mamas Ihr alle!“ lachte Harry seelenvergnügt, und fortan drehte sich die Unterhaltung nur noch um Dinge, die ihn lebhaft interessierten. Dazwischen fragte Nore abgerissen, hastig nach allem daheim — Vater und Mutter, die Tante, die immer sehnlicher wurde, nach dem Regiment — obwohl dieses nicht mehr in so enger Beziehung zu der Familie stand wie früher, denn Oberst Tösch hatte schon vor zwei Jahren seinen

Abschied genommen und sich als Pensionär mit dem Generals-titel ins Privatleben zurückgezogen, um sich mit der, seit Tante Dorettes Kränklichkeit sehr vernachlässigten Landwirtschaft von Marmelhaus zu beschäftigen.

Ein größeres, angrenzendes Bauerngut war gekauft worden und gab schöne Erträge. Dazwischen sprang Nore auf, ordnete dies und jenes an, hielt selbst Umschau in den Schloßzimmern der Schwestern, im Herzen froh, daß sie von der lästigen Gegenwart der Lindenbach befreit war. Es war spät, als sie endlich zur Ruhe kamen mit dem Bewußtsein, sich noch lange nicht alles gesagt zu haben.

Am nächsten Tage gab es so viel in Augenschein zu nehmen, solch köstliche Gänge durch den Wald zu machen, daß man zu ernstlicher Aussprache noch nicht kam. Erst am Nachmittag, als ein heftiges Schneewetter die projektierte Fahrt nach der Försterei vereitelte, saßen sie alle in dem Erker, das Kind mitten zwischen ihnen, die große graue Dogge gravitätisch wie eine Wache vor dem Eingang des Erkers gelagert.

„Du kommst viel zu den Armen im Dorf?“ fragte Nore erfreut, ihrem geübten Auge war es an einigen kleinen Wahrnehmungen auf dem Gange klar geworden.

„Ich dachte neulich,“ versetzte Nore mit einem leichten Seufzer, „es solle mein Lebensziel werden, daß es keine Armen im Dorf mehr gebe, wenigstens keine Häuser, in denen Not und Mangel herrsche.“

„Nore, Nore, Du pfuschst ja unserer Aeltesten ins Handwerk!“

Dore sah sehr erfreut aus.

„Einmal mußte das Interesse am Wohl unserer Nächsten doch auch kommen,“ sagte sie.

„Ebenso wie Dein Lebensstraum ja auch noch einmal in Erfüllung gehen wird, meine Nore — oder nicht?“

Diese sah nachdenklich aus. „Ich weiß doch nicht, wo meine nächste Pflicht liegt . . . Tante ist oft leidend, Mama zart — beide Eltern werden älter . . .“

„Und ich werde für nichts gerechnet!“ warf Nore ein und warf den Kopf in den Nacken.

„Oh nein, Dorechen — wir wissen besser, was Du wert bist im Hause . . . aber Du!“

Nore unterbrach sie hastig, mit etwas forcierter Heiterkeit: „Ja, ich sage, es ist jammerschade um die Dore, denn wenn nun einmal jemand eine Vocation hat, die ihr so wenige Kreistig machen, und sie opfert sich auf in Rücksichten, so ist das ein Jammer. Der offizielle Schleier der christlichen Nächstenliebe müßte sie trefflich kleiden, denkt Ihr nicht, daß sie in Dreh vorzüglich aussehen würde?“

„Wie Du nur so etwas sagen kannst, Dore!“

„Also Dore denkt immer noch an's Diakonissenhaus . . . und Du Nore? Erzähle mir doch von Baswig! Ist das Haus nun sehr schön?“

„Zweckentsprechend — ein Vorbau mit Säulen und zwei Türme haben es vom Wohnhaus zum Schloß befördert. Der

Barth ist sehr schön geworden — er ist Victor's Passion . . . ich möchte sagen seine einzige kostspielige Liebhaberei. Das Ganze ist also recht wohlhabend anzusehen, aber dem Landleben entsprechend. Wir haben beide einen Graus vor prophaner Zurschaufstellung des blanken Reichthums, wo weder Rang, noch Stellung repräsentiert werden muß.

„Bestes mit einer gewissen Bitterkeit gesagt. Findest Du nicht?“ rief Lore, die den Erker verlassen hatte und zwischen Harry und Gerold auf dem Parquet kniete, die bereits sehr stürmischen Liebeskosen des Paares erwidern.

Nore hob das schöne Haupt.

„Gewiß nicht!“ sagte sie ruhig, „Bitterkeit wäre dumm und überdem höchst undankbar. Ein schönes, sorgenloses Heim, gesunde Kinder, die wir vernünftig zu erziehen trachten, grade so viel Geselligkeit, wie wir haben wollen . . . es ist alles so befriedigend — von der zwischen Victor und mir herrschenden Harmonie garnicht zu reden!“

„Es ist —“, begann Nore, brach aber dann ab. Sie hatte sagen wollen, „es ist alles, was ich mir wünschen würde — es ist Familienleben!“ Nore hatte die hastigen Worte nicht beachtet. Sie sah auf dem tiefen Fensterbrett des Erkers, eine Erscheinung, welche Nore's Ansicht, sie sei die Schönste der Schwestern, nicht so ganz underechtigt erscheinen ließ. Ihr fehlte der Zauber, welcher Nore umgab, die unendliche Anmut und verführerische Lieblichkeit der Linien, Bewegungen, Blicke — aber sie war stolz und stattlich gewachsen und trug sich auch so. Anstatt der Ueberfülle feidig schimmernder Locken, eine spiegelnd schwarze, glatte Flechtenkrone über einer schneeweißen, klaren Stirn — anstatt betörender Märchenaugen ein paar weitgeöffnete, schwarze Augensterne, die doch ein helles Licht zu verbreiten schienen — eine Erscheinung, auf welcher das Auge des Hausherrn wohl mit Stolz ruhen konnte, wenn sie an der Spitze der Familientafel saß, und die diesen Platz inne hatte, als eine Königin ihres kleinen Reiches, darinnen es — Nore lenkte den Kopf mit wehem Seufzer — keine Trennungen, keine heimlichen Tränen, kein Hängen und Bangen gab, sondern herzliche Gattenliebe und Gemeinsamkeit des Lebens. Freilich — und bei diesem Gedanken sahen Nore's übergroße Augen die Schwester tragend an — gab's auch jenes goldne Etwas nicht, das Jüngerweisheit einst ihr und nur ihr allein zugesprochen hatte . . . jenes mit tausend Schmerzen erkaufte große Glück.

Grade jetzt kam Nore zu dem etwas unerwarteten Schluß ihrer schönen, befriedigenden Schilderung:

„Ich will also nicht undankbar sein und muß doch sagen, daß Papa Recht hatte, als er uns beiden, Dir und mir, einst sagte: „Ich wünsche von Herzen, er hätte sich seine Braut nicht gerade in meinem Hause gesucht! Laßt uns doch ganz offen reden, wie ich das liebe. Du, Nore — was bist Du eigentlich als Gräfin Wessel? Dein Gatte kann eines schönen Tages Herzog werden — Du nimmst Frau Herzogin! — Ohne Zweifel gibt er den „Grafen Eberhard“ tabellos — aber kannst Du je vergessen, daß es nur eine Rolle ist, die er Dir zu Liebe spielt und zu der er — sehr wenig Zeit hat! — Genug. Nun komm ich drann!“

„Nore!“ mahnte die verständige Dore, „sei nicht so unglaublich — einfach!“

„Absolute Offenherzigkeit hat von jeher zwischen uns existiert. Haben wir uns je etwas vorgeschwindelt? — Hört nur zu, es schadet Euch nichts. Also Nore's Situation hat viel des Störenden, Kränkenden, Unnormalen — aber die meinige hat ebenfalls der Dornen und Nesselgen genug. Kein Wort gegen Victor. Victor ist ein Brachtmensch. Ich liebe ihn, ich achte und ehre ihn. Damit ist wohl genug gesagt. Aber — die Verwandtschaft! Kinder — man kann entweder, wie Nore, zu wenig, oder wie ich, zu viel davon mitheiraten. Dore wird mir Recht geben.“

„Dore steht unter Harry's Pantoffel.“ gab diese zurück, „und pfeift überdem auf alle Ehestandsnothen. Interessiert sie garnicht!“

Nore sprach dazwischen:

„Aber ich verstehe nicht. Victor hatte doch weder Eltern, noch Geschwister.“

„Rein, aber seine Eltern hatten Geschwister, deren Nachkommen auf den verschiedensten Bildungsstufen stehen. Da gibt es Reiche und Arme, Geringe und Einflußreiche, alles, was Ihr wollt! Alle sind sie mehr oder minder untereinander verzankt, aber darin einig, daß sie sich tief gekränkt fühlen würden, wenn sie nicht zu Kindtaufen, Sommerferien und anderen Gelegenheiten nach Boßwitz eingeladen würden. Und da wir niemanden kränken mögen, laden wir sie natürlich ein. Was die pauvre Verwandtschaft betrifft, so mag das noch geben, obwohl es auch da unangenehme Elemente gibt — aber man hat wenigstens das schöne Bewußtsein, Unbemittelten eine Erholung verschafft zu haben — aber mein Kreuz ist die reiche und dabei vulgäre Vet-

terschaft . . . und unter diesen die Familie Kruschke. Vergesst nicht, daß Victor's Vater ein intelligenter Müller war. Eine seiner Schwestern heiratete ebenfalls ein Genie — den Fleischermeister Kruschke. Nun, dessen Sohn betreibt das Geschäft nur noch engros und besitzt eine Villa im Tiergartenviertel. Das sind liebe Leute. Namentlich Frau Friederike Kruschke, die sich ärgert, daß der Mann sie Niese nennt. Der ist ein Hochgenuß, an der Seite ihrer guten Cousine Eleonore Dornewald, geb. von Losky, im offenen Landauer durch Bremkau zu fahren und die Leutnants durch ihr Augenglas anzusehen. Sie trägt dann gewöhnlich ein rotseidenes Kleid mit herzförmigem Halsausschnitt und um den fälligen Hals einen talergroßen Anhänger mit nußgroßen Brillanten — eben solche Boutons leuchten in ihren umfangreichen Ohrklappen. Dabei plaudert sie unaufhörlich intim mit mir: Weshalb fährt Ihr denn nicht vierspännig? — Ihr habt doch danach — ich bitte Dich! — Wir Kruschkes würden uns schämen, anders wie vierspännig durch den Tiergarten zu fahren. Nur nicht miesig tun, sag ich immer . . . Verschidenheit ist eine Pler — na Du weißt schon! — Neulich gaben die Meyers ein Diner, da prahlte sie, die Meyers damit, die Aulstern hätten sie direkt aus England kommen lassen und die Boulearden direkt aus Frankreich. Das ist nichts, Kruschke, sage ich nachher, nur nicht unterkriegen lassen. England und Frankreich, das ist eine lumpige Nähe — wir lassen das nächste Mal die Aulstern aus Amerika kommen. Das ist doch ein Wort! — So geht das fort von früh bis spät in jeder Tonart und was das Schlimmste ist, Victor leidet vielmehr darunter wie ich. Am meisten da, wenn die Kruschkes und die Lehmanns und die Schulzes mit den Nachbarn und dem Regiment zusammenkommen und sich vor diesen in ihrer ganzen Selbstgefälligkeit und Ignoranz produzieren. Was kann's helfen — man muß eben bis in die kleinsten Konsequenzen das selbstgewählte Leben tragen und sehen, wie man damit fertig wird. So geht es mir — so geht es Dir!“

Zweiter Band.

16.

Nachdem Nore Dornewald gesprochen hatte, herrschte eine Weile Schweigen. Dore's frisches, rosenwangiges Gesicht, etwas voller wie das der Sprecherin, sah gleichmütig heiter hinaus in die sinkende Dämmerung des Wintertages. Nore hatte den Kopf gesenkt — bei der Schilderung hatte sie lächeln müssen, jetzt kämpfte sie gegen aufsteigende Tränen. Dore, scheinbar mit Harry in ein Bilderbuch vertieft, war die erste, die sprach. Sie hob den schwarzen Lockenkopf fast trotzig und um die vollen tiefroten Lippen zuckte es verächtlich.

„So! — Da hast Du für Dich und Nore ja eine recht nette Beichte abgelegt! — Da soll mir nur wieder eins von Euch kommen und zum Heiraten zureden!“

Nore stuzte.

„Du, Dorechen? Um wen handelt es sich denn?“

„Ihr sagt's nicht!“ rief Fräulein Dorette mit blühenden Augen, indem sie aufsprang.

Aber Dore war es jetzt, die bedächtig sprach:

„Im Gegenteile. Es ist sehr gut, wenn die Sache zur Sprache kommt. Ich muß gestehen, sie war mit ein Grund, weshalb auch ich mich zur Reise entschloß.“

„Dore ist wirklich naiv! — Sie, die übers Verlieben und Verloben milde lächelt, spielt sich auf die Ehestifterin! Bitte, — weshalb heiratest Du denn nicht? Wir alle wissen, daß der Rittmeister Degen um Dich angehalten hat . . . nun? — Also nimm ihn doch!“

„Ich passe nicht dazu — und der gute Degen wird mit Volla Möllendorfs zehnmal glücklicher werden wie mit mir — wenn er das nur einsehen wollte. Aber unsere Dore, das ist eine ganz andere Sache.“

„Aber bitte, wer denn? — Ich bin ja so gespannt?“

„Es ist Fritz Brenden, der sich schon seit zwei Jahren um unsere Kleinsten bewirbt.“

„Die Bezeichnung Kleinsten verbitte ich mir. Ich bin eine alte Jungfer von 22 Jahren, die genau weiß, was sie will.“

„Ich rede Fritz das Wort.“ fuhr Dore fort, „weil er wirklich ein lieber, guter Mensch ist, der Dore sehr lieb hat — dann aber auch, weil es unseren Vater unbeschreiblich glücklich machen würde, wenn er und Dore ein Paar würden. Du weißt, daß er drei Jahre lang in den Rheinlanden stand — aber nie aufhörte, in aller Freundschaft mit uns Briefe zu wechseln. Vor zwei Jahren kam er wieder zum Regiment zurück, wir sahen ihn täglich beinahe und seit lange schon wissen wir, wie er denkt, und Papa sagte es neulich offen, daß es ihm die größte Freude wäre, die ihm im Leben noch werden könne.“

(Fortsetzung folgt.)

Verzichte!

Novellette von Anna Hartenstein.

(Wachend verboten.)

Der Tod stand an dem Bette der Bäuerin. Der Arzt sah ihn stehen, während seine Finger den flatternden Pulsschlag der Kranken spürten. Wie triumphierend er lächelte: „Hier kannst du mich mal nicht vertreiben.“

Doch der Arzt nickte ihm ernst entgegen: „bleib nur, erlöse sie bald!“

Und er sah, wie sein alter Freund zum Fußende des Bettes glitt, wie er sich dort über die Schulter des jungen Mädchens beugte und sein Finger die Stirn des Kindes berührte, das in den Armen des Mädchens lag.

Aus klaren Augen traf ihn ein flehender Blick: „Hilf!“ — Und wieder überkam ihn das große Staunen wie vorhin, als ihn der Wettersturm in die einsame Bauernhütte gefegt und in der niedrigen dunstigen Stube die schmiegsame vornehme Gestalt, sekundenlang in das Violettweiß des Blütes gehüllt, vor ihm stand.

Eine wunderfame Erregung durchzitterte plötzlich die große Stille seines Wesens, zart und fein, als habe ein Vogel mit seinen Schwingen eine Glocke gestreift. Wer war das liebe feine Geschöpf? Wo kam es her? Vom Unwetter hereingeweht, wiegirte wie er? Wie wäre sie sonst in das Bauernhaus gekommen, das sich zuhüchelt wie ein verirrtes Kind an die Schrägen dackte?

Da drang durch den Höllensärm des Hagelsturms ein Laut an sein Ohr, wie ein qualvolles Stöhnen. Die Fragen mußten schweigen. Er stellte sich vor: „Ich bin Arzt, Doktor Löser.“

Das junge Mädchen atmete befreit auf, während es ihn in die Kammer an das Bett der Bäuerin führte. Er konnte nichts mehr tun, das armselige Leben hatte sich schon des Kampfes begeben.

Und wieder ging ihm ein Schauern durch die Glieder. Eine ganz unsinnige Angst umtrallte ihn jählings, wenn der Allmächtige seine Hand auch ausstreckte nach ihrem jungen Leben.

„Kommen Sie.“ Sein Ton war herrisch. Als sie dann neben ihm saß auf der Bank vor dem Ofen, der flösig, leichenfahl getüncht in die Stube hineinstand, atmete er auf. Das Licht der Hängelampe, die vom niederen Balken über dem schweren Tisch in der Ecke hing, warf einen warmen Schein auf das Frauengesicht. Jung war es noch, mit zarten Farben, wie ein Pastell. Doch schien es überschattet von dem schweren Ernst reichen inneren Erlebens.

Voll banger Sorge sah sie ihn an und dann auf das Kind. „Muß es sterben?“

Er nahm ihr das kleine Geschöpf aus den Armen. In dem winzigen bläulichen Gesicht zuckten die Krämpfe. Die Widel waren schon gelockert. Ganz zart befühlte er den kleinen verkrümmten Körper.

„Hoffentlich, gnädiges Fräulein.“

Verständnislos sah sie ihn an. Dann zuckte es wie Besinnen und seiner Spott um ihre Lippen. „Gnädig? Hier bin ich nur die Len.“

Ihm stieg eine feine Röte in die Stirn. Und mit leichter Verneigung die Burechtweisung quittierend, wiederholte er: „Ja, hoffentlich. Die verbrauchte Lebenskraft der Mutter hat ihm nur einen siechen Leib geben können.“

„Ach, warum dann erst zum Leben erwecken?“

„Ja, warum?“ gab er leise, mit schwerem Ernst zurück. „Unzählige kleine Duldner werden zu furchtbaren Anklägern.“

Da flog es wie ein Zittern durch die schlanken Glieder. Hastig nahm sie dem Arzt das Kind ab und drückte es in unsäglichem Erbarmen an die Brust.

Lange saßen sie schweigend. . . Draußen das eiförmige Pluten des Regens, in den sich das Gewitter aufgelöst; wie die Raserei des Schmerzes sich löst in trostloses Weinen. Zuweilen ein Poltern, wenn Steine in der ausgeschwemmten Begrinne talwärts sausten. Dazwischen in furchtbarer Einformigkeit das Röcheln der Sterbenden in der Kammer, das leise Aufwimmern des Kindes. Dann und wann ein Knistern der schmutzigen roten Flamme in der Hängelampe, ein verträumtes Knacken im Gebälk.

Wie entrückt saßen die beiden Menschen in dem

armjetigen Raum, in der stickigen Luft, so gleichsam Schulter an Schulter mit dem Tode. Und doch pochte in den Adern des Mannes ein heimlicher süßer Glücksrausch. Seine Seele war erfüllt von einem großen reinen Leuchten, von einem köstlichen Klang, feierlich wie das Anschlagen einer Glocke: „Len, liebe, liebe Len.“

Sein heißer Blick ging jeder Linie ihrer schlanken Gestalt nach, wenn sie aufstand, um an der Kammertür zu lauschen oder das Kind zu versorgen. Ihre Bewegungen hatten etwas Schweres, Getragenes. Wie die Zypresse, an die ihr schmieglicher Körper ihn erinnerte, umfloß sie etwas wie ein feierlicher Ernst, wie eine ahnungsvolle Trauer.

Die Hände zwischen den Knien gefaltet, lehnte er sich gegen den Ofen und atmete tief. Sein Schicksal erfüllte sich. Darum war er durch all die Jahre hingegangen, wie über stille Höhen voll Klarheit, doch in eisstarrer Einsamkeit. Darum hatte er das Gelübde gehalten, das er als junger Arzt am Bette eines von gräßlichem Siedtum gemarterten Knaben getan, erschüttert von der herzzerreißenden Klage: „Lieber Onkel Doktor, hilf mir doch.“ Darum hatte sein Leben von Stund an diesen Kindern gehört, diesen kleinen, unbewußt furchtbaren Anklägern. Darum, daß er nun die Hände ausstrecken durfte nach diesem reinen starken Glück: „Len, liebe, liebe Len!“ Und als er sich wieder über die Sterbende beugte, da drückte er leise, in heißem Dankgefühl die verkrümmte Hand — war das Glück nicht eine heilige Erbschaft, die ihm das arme Weib hinterließ?

Draußen stand die Nacht vor den kleinen Fenstern und hielt Zwiesprache mit dem Tode. Langsam reichte sich Minute an Minute. . .

Dann kam der Brandberger Kaplan mit dem Allerheiligsten. Die Hütte wurde zum Tempel, erfüllt vom Glanze der Gottheit.

Nach der heiligen Handlung gab sich der noch junge Geistliche menschlich gemüthlich. Er schüttelte dem jungen Mädchen wie einer alten lieben Bekannten herzlich die Hand und nickte dem Arzte lächelnd zu: „Ja, unser Fräulein Anders, unsere Len, die hat der Herrgott extra als Engel geschickt. Schauen's und daß Sie an die heilige Wegzehrung gedacht und Ihre Frau Schwester mich geholt, das sind eben ganz Sie.“

Und: „Len, je mein, die Len,“ sagte der Sager Bauer, als er mit seinen Buben und der halbblöden Tochter, die ihn herbeigeholt, in Nacht und Wetter von der Alm kam. Seine Stimme war rau, wie gebrochen. Und der Jammer, der wortlose, furchtbare, krümmte des Mannes Gestalt noch mehr, als es das harte Leben ohnehin getan. Aber es war wie ein rührendes, hilfloses und doch vertrauendes Anklammern, wie er die Hände des Mädchens umfaßt hielt.

Und die Len schaffte mit dem jungen blöden Ding hausfraulich in der ruhigen Küche und trug eine dampfende Schüssel auf den Tisch. Dann strich sie dem jüngsten der drei Buben, die wie verloren auf der Bank hockten, über das dunkle noch nasse Haar und sagte: „Geht her, Buben, und eßt. Ihr müßt stark bleiben.“

Auch zu dem Arzte wandte sie sich mit einem guten warmen Blick: „Herr Doktor, wollen Sie nicht auch mithalten?“ Da tauchte er mit ihr den Löffel in die Suppe. . .

Als draußen die Morgendämmerung die schwarzen Schleier lüftete, schritt der Tod, froh der getanen Arbeit, über die Berge. Len hatte das kleine erstarrte Körperchen in die kalten Mutterarme gelegt.

Dann wanderten auch die beiden das Tal hinaus. Schweigend. Ihre Seelen erfüllt von dem Großen, Unbegreiflichen. Um sie wogten die Nebel. Mit leisem, singendem Rauschen huschten sie an ihnen vorüber, die Lehnen entlang, schlangen ihre weichen Schleier durch das Geäst und dämpften das wilde Tosen der angeschwollenen Ache. Auf dem Wege rannen die Wasserlein zwischen ausgewaschenem Gestein, und von allen Zweigen tropfte es schwer. . .

Len hatte die Kapuze ihres Wettermantels über den Kopf gezogen. Ihr feines Gesicht schaute bleich und abgespannt aus der dunklen Umrahmung. Aber leicht, mit sicherem Schritt nahm sie die Steigungen. Und er freute sich ihres kraftvollen Auschreitens. Und wie sie so vor ihm hinging, schien sie ihm wie die Erfüllung seines Traumes von einem an Leib und Seele

schönen gefunden Weibes, das seinen Kindern Kraft und Anmut und Güte schenkt.

Aber noch schien ihre Seele überschattet von den Fittichen des Todes, und durch die klaren Augen zogen Trauer und Schwermut wie Nebelschleier. Sie hatten einen steilen Anstieg hinter sich. Der Weg buchtete sich ein wenig nach der Schluchtfeste aus. Hier stand unter einer hohen Fichte ein Kreuzifix. Und wie sie beide vor dem Kreuzifix standen, ging durch die Nebel ein geheimnisvoll leuchtendes Fluten, und plötzlich teilte sich der Vorhang. Hoch über dem Schmerzensmann schimmerte und sprühte in unterirdischem Glanz der Gletscher der Ahornspitze wie ein blitzender Silberschild, der tausendfältig die goldenen Strahlen in die blauen Himmelstiefen zurückwarf.

Mit weitem, sehnsuchtsheißem Blick, die Hände gefastet, schaute sie empor. „So muß das Sterben sein, ein Auflösen in dem wogenden grauen Nebel, der alle Wirklichkeiten auslöscht. Aber durch das Grau leuchtet die ewige Schönheit,“ sagte sie leise in traumhafter Selbstvergessenheit.

Er erschrak. „Nicht das Sterben, Fräulein Len, das Leben, dessen dichten Nebel die Freude und das Glück noch siegend durchdringen.“

Sie sah ihn an mit ihren guten schönen Augen, die noch voll schwermütigen Träumens waren. Ein weiches, fast schmerzliches Lächeln glitt um den feinen Mund: „Auch der Nebel ist so schön mit seinem ergreifenden Ton von Resignation.“ Und dann unvermittelt, als müsse sie rasch die Tür zum Heiligtum ihrer Seele wieder schließen: „Sie sind Kinderarzt, Herr Doktor?“ Es klang wie Reid und Verlangen aus ihrer Frage. Aber auch so viel leidenschaftlich mütterliche Anteilnahme. Die riß ihn hin. Lebendig erzählte er, der sonst gerade in diesem Punkte von scheuer Zurückhaltung war, von seinem Besuche. Sie wurden beide warm. Ihre Seelen gingen „Hand in Hand“.

Doch ihm gar nicht bewußt, zog sich eine bange Frage durch ihr lebhaftes Gespräch, immer wieder schüchtern anklopfend: Tragen die Kleinen in ihren Schmerzen nicht an den Leiden der Eltern? Liegt in ihrem hilfselehnenden Blick nicht die furchtbare Anklage: warum habt ihr nicht verzichtet?

Er aber träumte davon, wie er mit dem lieben Geschöpf von Bettchen zu Bettchen ging, wie die Kinder Augen aufleuchteten, wie die Aermchen sich um den schönen Hals schlangen. Und er sah lächelnd und ein wenig eifersüchtig zu: „Wartet nur, ihr kleine Bande, jetzt gehört sie euch, aber dann“ . . .

Nun war Doktor Böser schon eine Woche in Mahrhofen, das gar nicht in seinem Reiseprogramm gestanden. Die Sonnentage streuten mit verschwenderischen Händen alle Schönheit über das Tal. Und die Zeit ging hin wie ein einziges köstliches Fest voll Glanz und heimlicher tiefer Freude.

Was ihm dort oben in der Winternacht und angesichts des Todes aufgegangen, wie eine strahlende Sonne; die Liebe zu dem einzigen Mädchen, diese Liebe erfüllte seine Seele in allen Tiefen mit leidenschaftlichem Verlangen. Doch das selbstigere Glücksgefühl, das ihm in jener Nacht so natürlich gewesen, hatte einem bangen Zagen weichen müssen.

Zwar, daß die Len ihn ebenso liebte, war ihm felsenfester Gewißheit. Er sah es an dem warmen Aufleuchten der schönen Augen, an all den vielen, unendlich feinen zarten Verrätereien des Herzens, gegen die der abwehrende Wille machtlos ist. Aber es stand etwas zwischen ihnen, hauchfein wie der Nebel, durch den sie dem Leben entgegengewandert, wie der Schatten, den der Tod über sie geworfen.

Wid sie nicht jedem Alleinsein mit ihm ängstlich aus? Oder war es die Eifersucht von Mutter und Schwestern, die sie beide ängstlich überwachte? Denn die vier Frauen — Len war die jüngste der drei Schwestern — hingen mit einer leidenschaftlichen, wenn auch zärtlichkeitsarmen Liebe aneinander. Nur ein Aufstrahlen der Augen, wenn man miteinander sprach, so ein ganz zartes, diskretes Sorgen füreinander, eine feine selbstverständliche Rücksichtnahme bei aller frischen Selbstbehauptung. Und in der Unterhaltung dieselbe feuchte Zurückhaltung, die auch das Gefühlleben der Bräunen adelte, die gesunde Scheu wahrhaftiger Geister

vor Schönrederei und Geistreicherei. Wie ihn das alles annütete!

Nein, kleinlich selbstisch konnten diese vornehm gestimmten Frauen nicht sein. Aber warum ließen sie ihn draußen stehen, wie einen Bettler vor dem Gitter ihres Sichselbstbegnügens?

Etwas verhalten leidenschaftlich Verbendes lag in seinem Ton, als er in leichtem, abgerissenem Geplauder neben der alten Dame herging.

In stiller friedvoller Schönheit wandelte der Abend durch das Tal. Noch verschwebte die Dämmerung mit grauem Schleier, und aus den Himmelstiefen vom Halbmond ein bläulich blendendes Licht über das Berggrund. Das war die Stunde, in der man freis nach dem Abendessen das Sträßlein taleinwärts wanderte. Eine feine zarte Traumstimmung lag über diesen Abendspaziergängen.

Aber in seiner Seele brannten Wunsch und Leidenschaft. Vor ihnen her gingen die drei Schwestern, Len in der Mitte. Die biegsame Gestalt scharf umrissen von der silbernen Helle sich abhebend. „Len, liebe, liebe Len!“

Hatte die alte Dame an seiner Seite den Schrei seines Herzens gehört? Mit den jungen, warmen Augen in dem mit Leiden durchfurchten Gesicht, das so voll Güte war, sah sie zu ihm auf. War's der Mondschein, der das alte liebe Gesicht so verfallen und dabei so eigentümlich gespannt erscheinen ließ?

„Von dem Gottesfrieden hier möchte ich die ganze Seele voll mit heimnehmen,“ sagte sie mit einem leisen Zittern der Stimme. „Den schenke ich meinen Töchtern, wenn sie aus dem Alltagsstreben und der aufreibenden Berufsart sich zum Mütterchen flüchten. Denn sonst muß ich sie ihre Wege allein gehen lassen. Das ist Naturlauf: wir Alten müssen abnehmen, sie müssen über uns hinauswachsen. Und ich kann ihnen nichts weiter sein, als eine heimliche Zuflucht; dabei lasse ich ihnen gern die Freude, das Mütterchen zu umsorgen. Das tun sie nur allzuviel, die Guten. Und meine Len ist besonders so ein närrisches Kerlchen. Was hat sie sich ums Mütterchen gesorgt, als sie fern in Davos war.“

Davos, wie ein Schlag traf ihn das Wort. Und als habe er nicht recht verstanden, wiederholte er: „Davos?“

„Ja,“ sagte Len sich umwendend, „ich bin ein ganzes Jahr in Davos zur Kur gewesen. Aber komm, Mütterchen, es wird zu kühl für dich. Wir wollen umkehren.“

Die liebe weiche Altstimme war rau. Er sah in ein farbloses Gesicht, weiß wie ein Marmorbild, er sah in erloschene Augen. Und irgendein anderer, Fremder redete ein paar gleichgültige Worte. Irgendein anderer Fremder antwortete auf die Frage, der ältesten Schwester: „Wollten Sie nicht bald abreisen, Herr Doktor?“ „Ja, ja, vielleicht morgen,“ und die Stimme kam von irgendweit her.

Dann hielt er eine schlanke, eiskalte Hand sekundenlang in der feinen und sah, wie die vier Frauen gestalten durch das Mondlicht dahinschritten, jetzt tauchten sie unter in dem tiefen Schatten eines Hauses; noch einmal erschienen sie in der schimmernden Helle, dann entschwanden sie wie weggewischt.

Und mechanisch wandte er sich und schritt weiter in entgegengesetzter Richtung mit tiefgebeugtem Haupte. Wie ein Felsblock lag es ihm auf dem Nacken, wie ein Felsblock war das Wort niedergeschmettert auf die blühenden Gefilde seiner Hoffnung, seines Glückes.

Davos, er sah den Jugendfreund von dort zurückkehren mit lebenshungrigen Augen, und über ein Jahr trugen sie ihn hinaus. Er sah die junge, schöne Frau seines Kollegen: „Davos hat mich ganz gesund gemacht,“ und auf ihren Wangen blühten die Todesrosen. Und er sah den Arzt, den Vater in Herzensqual nach den unheimlichen Spuren in den zarten Kinderkörpern forschen.

Denkspruch.

(Schluß folgt.)

Herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.
Schiller.